

Die Stärkere

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 9

PDF erstellt am: **19.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-636625>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Tag“, grüßte er hinunter, „das ist aber brav von euch, daß ihr auch einmal schaut, wie es bei uns aussieht.“

Nicht lang nachher standen die beiden Mädchen im Hausflur.

Ueberrascht und mißtrauisch grüßte die Lene aus der Küche.

Unter der Wohnstübentür empfing sie Zumbrunnen und nahm sie auf die Veranda mit. „Heute ist es schöner im Freien“, meinte er.

„Ihr seht, ich bin Eurer Einladung gefolgt“, führte Anna sich ein, und er erwiderte, ohne seine Freude zu verbergen: „Ich habe nicht geglaubt, daß Ihr Ernst machen würdet.“

Esther hatte inzwischen den kleinen Adelrich begrüßt, der sich von seinem Spielboden erhoben hatte und ein scheues Wesen zeigte.

„Das ist mein Bub“, stellte Zumbrunnen ihn der Anna vor, und er tat es mit irgendeiner inneren Hemmung. Dann drängte es ihn plötzlich, den Adelrich an sich zu ziehen und ihm zu zeigen, daß er noch immer zuvorderst in seiner Liebe stehe.

Aber die Anna gab Adelrich jetzt die Hand. Sie wußte nur nicht recht, was sie mit ihm anfangen sollte, und wendete sich alsogleich wieder Zumbrunnen zu, der sie und die Freundin Platz nehmen ließ.

Adelrich stand einen Augenblick verloren da. Besuch war selten im Hause. Er war nicht an viele Menschen gewöhnt. Auch waren ihm diese Gäste, er hätte nicht sagen können, warum, nicht recht genehm. Er begriff nicht, was der Vater mit ihnen wollte! Zuletzt nahm er seine Lokomotive und schlich zu Lene in die Küche hinaus.

Zumbrunnen stieg in den Keller und holte Wein. Er beachtete Adelrich nicht, über sah ihn selbst, als er sich von Lene draußen in der Küche Krapfen geben ließ, die sie gebacken. Da die Magd keine Anstalt machte, ihm das Amt abzunehmen, trug er selbst das Gebäck auf die Altane. Es war ein fast komischer Anblick, wie der schwere, langbärtige Mann, in der einen Hand den stützenden Stock, mit der anderen wie ein Aufwärter auftrug. Er rückte einen kleinen Tisch vor die beiden Mädchen und setzte sich dann zu ihnen. „Der Weg von ‚Steg‘ herauf ist steil“, meinte er. „Ihr werdet Durst bekommen haben.“

Die beiden Frauen hatten in seiner Abwesenheit gekichert und geflüstert, die Esther: „Jetzt hast ja deinen Willen, du Eigensinn“, die Anna: „Wärfst etwa lieber allein zu dem Witwer gekommen?“ Aber jetzt taten sie manierlich und waren auch irgendwie stark beeindruckt von all dem, was dem Zumbrunnen und seinem Ruhm zum schönen Rahmen diente.

„Ihr wohnt ja wie im Paradies“, begann Anna wieder das Gespräch.

„Ja, so still wird es dort wohl auch gewesen sein“, scherzte Zumbrunnen dagegen.

Aber der Anna war es Ernst gewesen. Sie betrachtete die Altane mit der hablichen Wohnstube dahinter, schaute hinunter auf den See, der die grünen Alpufer und die hohen Berge mit einer Deutlichkeit ohnegleichen spiegelte, ließ den Blick hinauf zu den Bergen selbst gehen, besonders zu den schwarzgrauen Windgellen, deren Schroffen vom blauen Mantel des Himmels königlich umwallt waren und die die Sonne so warm umschmeichelte, daß man den Abglanz auf der eigenen Hand zu spüren meinte. Eine gehobene Stimmung ergriff sie, und in dieser erinnerte sie sich, daß sie bei dem Manne saß, von dem vor ein paar Wochen das ganze Land gesprochen hatte.

„Ihr könnt ja eigentlich gar nicht anders wohnen“, sagte sie mit wirklicher Ueberzeugung.

„Wieso?“ fragte Zumbrunnen arglos, aber von einer unwillkürlichen Freude über ihre zutunliche Art durchströmt.

Fortsetzung folgt.

Des Menschen Wille . . .

(Sonntagsgedanken.)

Es gibt ein Sprichwort, das sagt, des Menschen Wille sei sein Himmelreich. Diesem Wort liegt der Glaube zu Grunde, daß des Menschen Wille wirklich Entscheidendes zu erreichen vermöge. Es war ja geradezu das Merkmal der hinter uns liegenden Zeit, daß sie ihren Glauben auf den Menschen setzte. War es nicht eine herrliche Zeit, als alles voll Idealismus war und der Einzelne wie ganze Völker sich hohe Ziele steckten? Wahrlich, es hat der Welt nicht daran gefehlt nach hohen Zielen zu streben. Doch auf einmal — fast über Nacht — ist über die Menschheit die Katastrophe des Weltkrieges hereingebrochen und hat alle Hoffnungen zerstört. Wir haben diese Katastrophe noch lange nicht überwunden. Wir werden jetzt noch Jahrzehnte an den Folgen des Weltkrieges zu tragen haben, wenn uns nicht bis dahin eine neue Katastrophe überrascht. Der Himmel hängt ja so voller dunkler Wolken, daß man auch mit dieser geradezu unsinnigen Möglichkeit rechnen muß.

Aber trotzdem der Glaube an den Menschen im Weltkriege Schiffbruch gelitten hat, feiert er schon wieder Orgien. Oder ist es etwas anderes, wenn im Mythos des 20. Jahrhunderts Rasse und Volkstum als der eigentliche Inbegriff der Religion gefeiert werden? Trotz all der Erfahrungen, die wir gemacht haben, wird der Mensch von neuem in den Mittelpunkt alles Geschehens gerückt. Der Mensch entwickelt wieder phantastische Pläne oder sollen nicht zum Beispiel in Deutschland Gebäulichkeiten in einem Ausmaß errichtet werden, wie sie die Welt noch nicht kennt? Erinnert das nicht an jene Zeiten, da der Cäsarenwahn blühte und auch gewaltige Werke schuf, die später wieder in Trümmer sanken. Es ist geradezu unheimlich, welcher Geist heute wieder einzelne Völker erfasst hat. Wissen wir immer noch nicht, wohin der menschliche Wahn führt?

Des Menschen Wille kann auch des Menschen Verderben sein. Das ist immer dann der Fall, wenn der menschliche Wille zum eigentlichen Gott gemacht wird. Es ist mit dem menschlichen Willen sicher eine gute Sache, aber nur dann, wenn er sich einem höheren Willen fügt. Es ist nicht der Mensch, der die Welt regiert, sondern Gott der Herr, der die Welt erschaffen hat. In dem Moment da der Mensch selber das Szepter in die Hand nehmen will, treiben wir dem Chaos und der Anarchie entgegen. Fügen wir uns aber dem Willen des Allmächtigen, wie er uns entgegentritt in der heiligen Schrift, dann haben wir Ordnung auch in dieser irdischen unvollkommenen Welt. Nicht des Menschen, sondern Gottes Wille muß in der Welt entscheidend sein. Wohl dem menschlichen Willen, wenn er kein anderes Ziel hat, als dem Willen Gottes sich unterzuordnen und ihm zu dienen. Unter dieser Bedingung und Voraussetzung darf man sagen, daß des Menschen Wille sein Himmelreich sei. F.

Spruch

Leben heißt lieben und Liebe erwerben,
ein liebloses Leben ist schlimmer als sterben.

Die Stärkere

Von Maria Dutli-Rutishauser

So lange der Waldhofer ein Bauer gewesen war, hatten sie es gut gehabt. Gewiß, es gab zu sorgen und zu schaffen, oft mehr als ihnen gut tat. Aber die Zufriedenheit war bei den jungen Leuten. Die Lene hätte es nicht anders haben wollen und Rudolf wußte, daß er sich und den Seinen doch eine rechte, schöne Heimat gab, wenn er den Hof am Walde umtrieb. Die Kinder würden es ihm später einmal danken.

Ein Bauer war Rudolf wohl geliebt. Aber als es ihnen ein wenig besser ging, fuhr er oft schon vormittags fort. Daheim schaute die Lene zum Rechten und einen Knecht hatte er ein-

gestellt. Er brachte meist etwas mit, wenn er abends heimkam. Anfangs waren es Kaninchen gewesen, junge Hunde, mit denen er Geld verdienen wollte. Dann waren es Pferde. Die führten die Händler auf den Hof. Der Stall wurde zu klein, man baute an.

Vene sah die Veränderung ungern. Wenn sie Rudolf auf das Ungewisse, Riskierte des Handels aufmerksam machte, lachte er und zeigte ihr in seinem Sackbuch, wieviel bei einem solchen Rohhandel herauschaue. Sie staunte. Ja, da konnten sie auf Feld und Acker lang schwitzen, bis sie einen solchen Baken verdienten. Wenn der Rudolf nur nicht so oft fort gewesen wäre! Es gab schon Tage, an denen ihn die Kinder kaum zu sehen bekamen. Dabei waren die größeren Buben doch schon im Alter, wo ihnen des Vaters Hand und Beispiel not tut.

Aber Rudolf fuhr weiter. Sein Handel dehnte sich aus und er kümmerte sich wenig mehr um den Betrieb daheim. Die Vene — ja, die schaute schon!

Als die einsame Frau inne ward, daß den Mann nicht nur die Händlerei von Hause fortzog, war es zu spät. Sie hatte so gar keinen Verdacht gehabt. Ihr reines, stilles Wesen ahnte ja nichts vom vielen Bösen, das in der Welt geschieht. Und Rudolf liebte sie doch — hatte er ihr das nicht oft und oft gesagt?

Doch nun wußte sie es. Ihre Schwester, die im Marktdorf verheiratet war, hatte ihr von dem Aergernis erzählt. Der Waldhof-Bauer habe vergessen, daß er Weib und Kind habe. Im Ochsen-Wirtshaus sitze er und vertue das Geld, das die Vene daheim mit Müß' und Not zusammenbringe. Ob sie denn da nur so zuschauen wolle?

Die Vene tat ein paarmal den Mund auf und wollte etwas sagen. Aber konnte sie sprechen — jetzt, wo mit einemmale alles zusammenfiel, was ihr Leben schön und glücklich gemacht hatte?

Die Schwester war böse geworden:

„Eine Dumme bist halt, am Ende siehst ihm auch das noch nach.“

Und dann erzählte sie noch einmal von Anfang an, was sie von dem unseligen Verhältnis Rudolfs mit der Witfrau im Dorfe wußte.

„Scheiden ließe ich mich auf der Stelle“, sagte sie.

Aber die Vene deutete durch's Fenster, wo auf der Hauswiese zwei Mädchen spielten.

„Die Buben kommen bald heim — gelt, du sagst vor ihnen nichts?“

Das war alles, was Vene sagen konnte.

Die Schwester stand auf. Der Stuhl polterte mehr als nötig.

„Ich hab' meine Pflicht an dir getan, Vene, das Weitere ist nun deine Sache.“

„Ja, ich denke auch“, sagt Vene und gibt ihr die Hand.

Dann ist sie allein.

Eine Weile sitzt sie am Tisch, sie kann nicht klar denken. Der Rudolf! Sie weiß, daß alles wahr ist, was die Klara erzählt hat. Es lohnte sich nicht, noch zu denken, es könnte ein Irrtum sein. Ja, der Rudolf!

Draußen lachen die Kinder. Was Klara nur meinte mit ihrer Frage, ob sie da zuschauen wolle? Gibt es denn für eine Frau noch irgend etwas zu tun, wenn der Mann — wenn er sie vergessen hat? Die Liebe kann man halt nicht anbinden, und wenn einer die Treue bricht, dann bleiben nur noch Scherben. Geflicktes Glas hält nie — sie weiß das. Und wenn sie nun dem Rudolf mit guten oder bösen Worten sein Tun vorhält, wird er sich doch nicht ändern. Er weiß doch so gut wie sie, daß das, was er tut, nicht recht ist. Warum soll sie es ihm noch sagen? Sie kann doch nicht einfach weglaufen. Den Hof hat sie hochgebracht mit dem Rudolf und seine Kinder hat sie geboren und erzogen — nein, davonlaufen kann sie nicht. Sie muß bleiben. Einmal wird der Rudolf ja doch wieder heimkommen — richtig heimkommen!

Die Buben merken kaum, daß die Mutter noch stiller wird. Die Weiteli sind noch zu klein, die leben froh in den Tag hinein. Vene ist ganz allein mit dem bösen Wissen um ihres Mannes Irrwege. Wenn er spät nachts heimkommt, schließt sie die Au-

gen, damit er sie schlafend glaube. So redet er wenigstens nicht mit ihr. Dann liegt sie wach bis zum Morgen. Er schläft nebenan. Es ist, als wüßte er wirklich nicht um sein Unrecht.

Saat und Ernte gehen dahin. Rudolf kümmert sich nur darum, wieviel der Weizen ergeben habe. Er runzelt die Stirne:

„Hab' mehr gerechnet!“

Die Vene seufzt nur. Er sieht sie von der Seite an. Sie hat gealtert. Je ja! man wird nicht jünger.

„Fehlt dir etwas?“

Die Frau erschrickt. Es ist lang her, daß er danach gefragt hat. Dann sagt sie tonlos:

„Nein, es fehlt mir nichts.“

Er geht. Sie schaut ihm nach. Eigentlich sollte sie ihn zu halten suchen. Aber es nützt nichts. Sie fühlt schon, daß die Andere stärker ist als sie.

Es geht so lange, bis Rudolf heimkommt. Manchmal möchte sie doch zur Schwester gehen und fragen, wie sie es denn anschicken solle, wenn sie vom Rudolf weggehen wolle. Aber dann wartet sie doch wieder.

Einmal endlich kommt Rudolf heim — richtig heim. Es ist noch früh. Vene ist in der Stube, die Kinder schlafen. Vene schaut erstaunt auf. Rudolf bleibt an der Türe stehen. Wie ein Bettler. Er hält den Hut auch so in den Händen.

„Vene!“

„Ja?“

Stille lastet zwischen ihnen. Dann bricht es aus dem Manne heraus:

„Jag' mich fort, Vene! Ein Unflat bin ich gewesen und verdien' es nicht, einen Hof und Weib und Kinder zu haben und —“

Sie unterbricht ihn:

„Red' leiser, du! Die Buben sollen das nicht hören.“

Er kommt zu ihr an den Tisch, fällt schwer auf einen Stuhl. Da kommt das Erbarmen über Vene. Ist er jetzt nicht wie ein verirrttes Kind, das heimkommen will? Und hat sie nicht Abend um Abend auf ihn gewartet?

Ihre Hand legt sie auf seinen Arm. Er fährt auf.

„So weißt du am Ende doch nicht alles?“

Sie lächelte müde:

„Doch, Rudolf, ich weiß schon genug. Aber sag', hast du schon zu Nacht gegessen?“

Er schaut sie an. Ganz langsam, flüsternd, weil ja die Kinder schlafen, sagt er:

„Weißt, was mich umkehren ließ?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Deine Schwester hat mir erzählt, daß du alles wüßtest, schon seit dem vorigen Winter. Und du hast all die Zeit her gar nichts gesagt, bist still und gut geblieben. Die — die Andere im Dorf drin aber, wie ich ihr sagte, daß du um mein Vergehen wüßtest, hat von Scheidung und Gericht und allem Möglichen geschwätzt. Da ist mir auf einmal ganz klar geworden, wie — ja wie kann ich das sagen — wie gut du bist. Wenn du von mir nichts mehr wissen willst, Vene —“

Sie sagt ganz einfach:

„Warum sollte ich jetzt nichts wissen wollen von dir, gerade jetzt, wo ich dich wieder habe?“

Er spürte das Verlangen, sie in seine Arme zu nehmen. Aber er schämte sich. Er war ihrer nicht wert. Das mußte wohl wieder reifen und wachsen, das Vertrauen und die Achtung.

Später, als Rudolf neben Vene das Brot aß und den Speck, sah er sie einmal an. Klein und schmal war sie, etwas verschafft. Die Andere — nein, man konnte an diese beiden Frauen nicht zu gleicher Zeit denken.

„Du bist doch die Stärkere gewesen, Vene — halt eben, weil du alles so still getragen hast.“

Vene nickt nur und wischt die Brosamen in die Schüssel. Das Glück wird ja wohl nicht mehr ganz so werden wie früher einmal, denn es ist geslickt. Aber sie weiß, daß sie nichts daran verdorben hat. —